459

Unsere älteste Lyrik

Festrede

gehalten in der öffentlichen Sitzung
der B. Akademie der Wissenschaften
zur Feier des 171. Stiftungstages

am 14. Mai 1930

von

Carl von Kraus
o. Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse

München 1930
Verlag der Bayer. Akademie der Wissenschaften
in Kommission des Verlags R. Oldenbourg München

Unsere älteste Lyrik

Festrede

gehalten in der öffentlichen Sitzung
der B. Akademie der Wissenschaften
zur Feier des 171. Stiftungstages

am 14. Mai 1930

von

Carl von Kraus
o. Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse

München 1930
Verlag der Bayer. Akademie der Wissenschaften
in Kommission des Verlags R. Oldenbourg München

Hochansehnliche Versammlung!

Vor wenigen Tagen hat die Stadt Würzburg dem Andenken Walthers von der Vogelweide, der in ihren Mauern zuerst einen festen Wohnsitz und etwa 8 Jahre später wohl auch die dauernde Ruhe gefunden hat, gehuldigt. Die Anwesenheit der Vertreter des Deutschen Reiches, des Bayerischen Staates und der Bundesregierung von Oesterreich sowie eine mächtige Anschlußkundgebung bezeugten, daß der deutsche Dichter, der als erster im Liede nicht von Bayern oder Franken oder Schwaben gesungen, sondern mit Liebe und Stolz die ganze deutsche Nation von der Elbe bis zum Rhein und zurück bis zur ungarischen Grenze verherrlicht hat, noch heute, etwa sieben Jahrhunderte nach seinem Tode in allen Kreisen unvergessen ist. Daß sein Andenken auch in der Zukunft in unserem Volke lebendig bleiben wird, dafür bürgt die Teilnahme der Jugend an weiteren in Aussicht genommenen Feiern.

Die Wissenschaft hat schon durch mehr als ein Jahrhundert dem Dichter Jahr für Jahr in ernster und stiller Arbeit gehuldigt, und wird es auch weiterhin ohne äußeren Anlaß tun. Aber sie begrüßt es freudig, wenn günstige Umstände es fügen, daß die Früchte und das Ziel ihrer Arbeit den Anteil der ganzen Nation finden.

So darf ich an dem heutigen Festtage unserer Akademie wohl auch dieses Dichters gedenken. Ich handle dabei zugleich im Sinne ihres kurfürstlichen Gründers, der im Stiftungsbrief des Jahres 1759 ausgesprochen hat: «Alle Sachen, die mit den Geschichten der teutschen, insbesondere der bayerischen Nation . . . eine nuzliche Verbindung haben, sind Gegenstände der gesellschafftlichen Beschäfftigungen.»

Das Leben und Dichten Walthers ist in der letzten Zeit vielfach in Reden und Vorträgen, in Artikeln und Schriften dargestellt worden. Und so mag denn auch einmal ein Blick geworfen werden auf die Kunst, die er vorfand. Durch gelegentliche Ausblicke auf seine eigene werden sich einzelne Spuren der Pfade zeigen, auf denen er über seine Vorgänger hinausgeschritten ist, oder die er neu entdeckt hat.

Wir Deutschen sind dabei in einer glücklichen Lage. Sowie uns in der Heldensage neben der späteren Form des Heldenepos das frühere Stadium des Heldenliedes erhalten geblieben ist, so besitzen wir auch von unserer ältesten Liebeslyrik, wenn auch spärliche Proben, so doch Proben, die ausreichen, uns ein Bild von ihren Anfängen zu geben. Denn Anfänge sind diese Strophen in ihrer kaum zu überbietenden Schlichtheit des Gedankens, des Ausdrucks und der Form, Anfänge freilich, die zeigen, daß wir es mit einer in höfisch-ritterlichen Kreisen entstandenen Kunst zu tun haben. Es war ein romantischer Irrtum zu meinen, sie seien aus dem Volke erwachsen. Alles spricht dagegen: der ritterliche Stand, dem die meisten Sänger angehören und den sie dem Liebenden beilegen; die Frau, die als Landesherrin auf ihrer Zinne steht, der Mann, der seine Blicke begehrlich auf die Königin von England richtet, oder mit Roß und Harnisch von dannen reitet und viele Länder durchfährt; der Falke, den sie zur Jagd aufziehen, wie der Bote, den sie einander zusenden, und vor allem: Sitte, Anschauungen, Gesetze und Einrichtungen, auf denen die Motive beruhen, sind schon durchaus die der hohen und gebildeten Gesellschaftskreise. Diese frühesten Lieder sind also nicht, weil sie schlicht sind, aus dem Volke gekommen, sondern sie haben später aus diesem Grunde bei ihm Widerhall gefunden. Als sie entstanden, waren sie höchste Kunstpoesie.

Um sie heute zu verstehn, — und das gilt auch für den größten Teil der mittelhochdeutschen Lyrik überhaupt — darf man nicht erwarten, daß diese Dichter das eigene Ich oder das der Geliebten mit all seinen Empfindungen der Welt preisgeben; man darf ihre Lieder nicht als Seelenbekenntnisse werten und deuten und von ihnen fordern, daß sie die Liebe, die sicherlich auch damals jeder Einzelne als sein

besonderstes Gut empfand, in ihrer Besonderheit auch darstellen. Sowie jene Zeit zwar viele gewaltige Charakterköpfe, aber kein einziges Porträt besaß, sondern in ihren Skulpturen und Bildern die Idee des weltlichen oder geistlichen Herrschers zum Ausdruck brachte, sowie sie in ihre Musik nicht die Empfindungen goß, die den Komponisten im Gedanken an den Schöpfer oder an die Nähe des Todes erfüllten, sondern darstellte, was bei solchem Anlaß die ganze andächtige Gemeinde fühlen mochte, sowenig enthüllen die Lyriker jener Zeit ihr Innerstes. Wohl glauben wir da und dort einmal einen Blick in diese verborgene Region zu erhaschen, wohl will es uns scheinen, als hörten wir dann und wann einige Schläge des Herzens, das doch auch in ihrer Brust lauter schlug, wenn die Geliebte nahte, und sich in Sehnsucht verzehrte, wenn sie ferne weilte. Aber ihr Ziel ist es nicht, das darzustellen. Diese Lyrik will der Gesellschaft dienen, sie will die Idealgestalt eines Liebenden hinstellen, der all ihren Gesetzen treulich folgt, ihre Anschauungen teilt, mit ihren Vorurteilen rechnet und so dieser Gesellschaft einen Spiegel vorhält. Diese Lyrik ist also das Gegenstück zur höfischen Epik: lehrt die eine vorbildlich gegenüber der Welt handeln, so die andere in der Liebe vorbildlich empfinden.

Dieser Lehrzweck tritt in den Anfängen noch ganz unverhüllt hervor. Eine alte Strophe besteht nur aus den Gedanken: «Heimliche Liebe die ist gut, sie gibt Freude; man soll nach ihr streben. Wer es nicht aufrichtig meint, den soll man tadeln.» Eine andere schreibt vor: «Das heißt nicht lieben, wenn einer lange um eine Frau wirbt: die Welt wird's inne und Neid zerreißt die Bande. Wankelmut schafft lose Verbindung. Man soll ungestüm werben: das ist das Richtige gegen die Späher, auf daß es niemand gewahr werde, bevor der Wunsch erfüllt. So soll man sie täuschen. Schon vielen ist's geglückt, die so getan haben.» Andere raten an, stille schweigen, die Menschen reden lassen und heimlich zu Werke gehn; oder man warnt davor, die Frauen zu überwachen: Unfreude und Zorn ist die Folge und man trägt nur die Rute, mit der man sich selbst schlägt.

Bald zeigt sich gegenüber solchen einfachen und nur auf das äußere Verhalten zielenden Vorschriften der Fortschritt in der Verfeinerung der Seelenkunde. Auch Reinmar von Hagenau hat noch eine ganze Strophe mit rein lehrhaftem Inhalt gefüllt. Aber was er rät, hat schon ein individuelles Gesicht: «Ein weiser Mann soll nicht zu viel auf die Probe stellen und nicht zu viel Vorwürfe machen, wenn er sich von der Geliebten nicht trennen will und dazu auch keinen wirklichen Grund hat. Wer den Verleumdungen aller Welt auf den Grund gehen will, der lädt sich ohne Not Herzeleid auf. Man soll zu schlimmen Worten schweigen und niemand frage erst lange nach dem, was er doch ungerne erfährt.» Auch dienen diese bereits eigenartigen Gedanken nur als Einleitung zu weiteren Strophen, in denen er zu erkennen gibt, daß seine Mahnungen aus eigener schmerzlicher Erfahrung kommen. Und in einer anderen Strophe desselben Liedes vereinigt dieser modernere Künstler Lehre und Erfahrung: «Es tut ein Leid nach Freude weh: doch tut auch leicht nach Leid die Freude wohl. Wer frohen Sinn gewinnen will, der soll das eine um des andern willen tragen, mit selbstbeherrschter Klage und ohn' alle Leidenschaft. Nichts ist so gut auf dieser Welt was ich je sah, als wer auf's Warten sich versteht. Wer in Geduld das üben kann, dem ward noch immer Freud' als Lohn. So hoff' auch ich, daß mir noch Freude wird zuteil.» Und ein anderer von den Jüngeren, Hartmann v. Aue, stellt der Meinung Vieler seine eigene Ansicht entgegen: «Ist es wahr, wie ich so viele höre sagen, daß Schmeichelei das beste sei, die Frauen zu gewinnen, weh', wie darf ein Mann auf Glück dann hoffen, der das nicht tut und jeden Falsch aus Treue meidet. Er bleibe ständig nur bei seiner reinen Art: wahrhaftig er erwirbt ein stätes Glück damit, wenn des Leichtfert'gen schnelles Glück vergeht, das bei der leichtgesinnten Frau er schnell gefunden hat.»

Neben solchen langausgeführten Lehren und Betrachtungen finden sich auch kurzgefaßte, die nur die Einleitung bilden zu den persönlichen Erfahrungen oder Entschlüssen dessen, den der Dichter reden läßt. Eines der wenigen alten Beispiele gewährt der Eingang einer

Strophe bei Dietmar. Der Liebende spricht seiner Herrin zu: »Gar viele sagen, feste Treue sei der besten Frauen Trost.« Sofort aber setzt die Frau ihre eigene Meinung entgegen: «Das vermag ich nicht zu glauben, da das Herz mir ist so schwer.» Beim Kürnberger beginnt eine Strophe mit der Sentenz: «Wenn Liebende sich scheiden, das ist unheilvoll. Wer den Geliebten festhält, das ist wohlgetan.» Und nun tut sie ihren Entschluß kund, das zweite zu wählen.

Nur in einem einzigen Lied, das unter Walthers Namen überliefert ist, findet sich etwas Vergleichbares. Hier wendet sich der Dichter aber in unmittelbarer Anrede an einen jungen, also noch unerfahrenen Mann, eine Form der Einkleidung, die als Lehren eines Vaters an seinen Sohn in reiner Didaktik schon längst angewandt war, aber in der Lyrik etwas Neues bedeutete. «Junger Mann, sei frohen Sinnes um der reinen Frauen willen» fängt das Gedicht an, und nun folgt ein kleiner Katechismus der Liebe. Am Leben soll er Freude haben wie am Besitz, seine Jugend soll bestrebt sein, Wert zu gewinnen; aber wahre Freude und echten Wert, die kann er nur aus den Händen edler Frauen empfangen; darum möge er offen und geheim, wie es gerade schicklich, um ihre Gunst werben. Und selbst wenn ihm der Erfolg bei der einen versagt bleibt, so wird er doch ein besserer werden, und die anderen Frauen werden ihn schätzen. Wenn sie ihm aber ihre Huld schenkt, welche Freude harrt seiner, wenn sie ihn halst, liebkost und die Seine wird. Und nun, nach der allgemeinen Lehre, kommt der Dichter auf seine eigenen Erfahrungen zu sprechen: «Sieh', nun hab' ich dir gewiesen, was ich selber leider nie erfuhr. Mißgeschick hat mich gehindert, wo ein Glücklicher ans Ziel gelangt. Doch tut mir schon die Hoffnung wohl, so lang sie währt, daß Glück mir noch beschieden sei.» Wenn dieses Gedicht überhaupt von Walther stammt, was ich mit manchen bezweifle, dann gehört es sicherlich, wie andere Gelehrte meinen, in die Anfänge seines Dichtens.

Jedenfalls wird man bei ihm sonst solche belehrende Eingänge, die in der einen oder andern Art fast bei keinem seiner Vorgänger fehlen, vergeblich suchen. Dafür hat er eine ganz neue Einkleidung

gefunden, indem er uns zum Zuhörer eines belebten Wechselgespräches macht, in dessen einzelnen Strophen Mann und Frau das Wort ergreifen. Er beginnt mit einem Preise ihrer Tugenden und bittet sie, seinen Dienst anzunehmen. Er sei guten Willens, aber unerfahren: so möge sie ihn denn unterweisen. Bescheiden lehnt sie ab: er sei ja sehr höflich, sie so zu rühmen, aber ihre Unerfahrenheit ist noch größer als die seine. So möge er denn sagen, was die Männer wollen, dann werde sie ihn gerne über die Wünsche der Frauen aufklären. Und nun tut er ihr kund: Beständigkeit, so meinen wir, ist wohl die Krönung aller weiblichen Tugenden. Ist eine Frau heiter und dabei doch reinen Herzens, das ist wie wenn die Rose neben der Lilie steht und schöner noch als der Sang der Vögel zu der Linde und zu den Blumen und zum Klee darunter paßt, stehn liebenswürdige Worte den Frauen an: ein huldreich redender Mund der lockt zum Küssen.» Nun hält auch sie mit ihrer Meinung nicht zurück: «Ich sag Euch, was uns wohlgefällt: der Mann nur, der bös' und gut zu scheiden weiß und stets das Beste von uns sagt: dem sind wir hold, wenn er's aufrichtig meint. Und ist er dann in rechter Weise froh, zu wenig nicht und nicht zu viel, der kann von uns erlangen was er will. Welch Weib könnt' ihm das Kleinste denn versagen? Ein guter Mann ist guter Seide wert.» — So ergeben sich die Lehren in ganz ungezwungener Weise als der natürliche Ausfluß eines Gespräches zwischen zwei wohlerzogenen Menschen. Er beginnt mit einem höflichen Kompliment, sie erwidert es mit einem andern; das Gespräch kommt in Fluß, und die Lehren, die schönen Sinn in sinnige Schönheit fassen, erscheinen wie die individuellen Wünsche der beiden Sprecher.

Noch kunstvoller birgt sich das didaktische Element in einem anderen Dialog. Wieder eröffnet er das Gespräch mit einer Artigkeit: «Wenn ihr so gut seid wie ihr schön seid, dann seid ihr begnadet.» Sie dankt für solch liebenswürdiges Lob. Ob sie schön, wisse sie nicht, aber Güte, die hätte sie gerne. Die soll er sie lehren, denn bloße Schönheit ist nichts. Nun klärt er sie auf, wie man der Welt gefällt: die Guten soll sie auszeichnen, freundlich ansehen und liebenswürdig

zu ihnen sprechen. Einem aber soll sie ihr Leben schenken und dafür das seine nehmen. «Oh, Herrin, woltet Ihr das meine, das gäb ich um ein so schönes Weib!» Gefaßt wehrt sie die unvermutete Werbung ironisch ab: wenn sie's an Blicken und Worten habe fehlen lassen, das wolle sie gerne gut machen. «Ihr seid sehr freundlich zu mir gewesen, nun geht noch weiter und seid nichts als mein Redegeselle; denn ich weiß keinen, dem ich das Leben nehmen möchte: es tät' ihm vielleicht weh.» Darauf er: «Laßt mich's nur wagen: sterb' ich, so sterb' ich einen süßen Tod.» Darauf sie: «Aber ich, ich will noch länger leben. Vielleicht ist Euch das Leben nichts; doch wie käm' ich dazu, daß ich mein Leben für das Eure gäbe.»

Mit verteilten Rollen vorgetragen ergeben solche Lieder kleine dramatische Szenen. Aus der schwerfälligen Belehrung älterer Lieder ist ein graziöses und geistreiches Spiel des Witzes geworden, ein Ausschnitt aus der höfischen Konversation eleganter Gesellschaft. Das hat rasch gefallen. Ein Lied des Johannsdorfers ist dafür Zeuge, nicht nur durch seine gewandte Gesprächsform, sondern auch durch die scherzhafte Pointe, mit der die Frau den Bewerber abweist.

Auch sonst sind diese Dialoge etwas ganz Neues. Schon die alte Lyrik hat Lieder, in denen neben dem Dichter auch die Frau das Wort ergreift, die sogenannten Wechsel. Aber da reden die beiden noch aneinander vorbei, und der Inhalt ihrer Worte ist in den Anfängen dieser Gattung ganz schlicht: Er singt: «Den ganzen Winter lag ich einsam. Dann schenkte Trost mir eine Frau, seit mir Blumen und die Sommerzeit das Glück verkündeten. Drob sind die Späher neidig: nun ist gar wund mein Herz. Wenn sie's nicht heilt mit ihrer Liebe, so wird es niemals mehr gesund.» Sie: «Nun heißen sie mich meiden einen Ritter. Kann ich's? Nein! Sowie ich des gedenke, daß ich so wohlig lag in seinem Arm verborgen, so macht mir Sehnsucht Schmerz. Von ihm zu scheiden tut gar weh: das muß erfahren jetzt mein Herz.» Wie anders steht daneben ein Lied gereifter Kunst, eines der Meisterstücke des glänzenden Morungen. Es gehört seinem innersten Wesen nach zu der Gattung der Tagelieder, in denen die Empfindungen zweier

Liebenden geschildert sind, die durch den anbrechenden Morgen aus ihrer heimlichen Vereinigung gerissen werden. Aber bei Morungen ist das Ganze nur mehr eine Erinnerung an jene Liebesnacht, in die sich wechselweise Mann und Frau versenken. So innig und formvollendet die fünf Strophen sind, so läßt doch auch hier die vorausgesetzte Trennung kein Gespräch aufkommen, und so haben selbst die zwei bedeutendsten Dichter vor Walther — Reinmar ist der andere — uns keine Gelegenheit gegeben, die Liebenden im gegenseitigen Gespräch zu belauschen.

Man hat sich viel Mühe gemacht, dieses eigentümliche und für unser Empfinden steif wirkende Nebeneinander getrennter Äußerungen zweier Liebenden im älteren Minnesang zu erklären. Bald verwies man darauf, daß die beiden, durch die mißgünstige Welt getrennt, einem Boten ihre Empfindungen anvertrauen mußten: aber dieser Bote bleibt ja in den meisten Liedern unsichtbar! Bald wieder sah man darin die Nachbildung wirklicher Gespräche: aber dagegen hat man mit Recht eingewendet, daß die direkte Anrede fehlt. Vollends unmöglich ist die alte Ansicht, daß manche der Strophen, in denen die Liebende spricht, auch von einer Frau gedichtet seien. Schlimmer kann man dichterische Einkleidung wohl nicht verkennen! Da könnte man wahrhaftig noch mit mehr Grund annehmen, daß die Gestalt des Othello von einem Mann, die der Desdemona von einer Frau geschaffen worden seien, denn diese beiden sind wenigstens wirklich verschieden gezeichnet, während in jedem Wechsel Mann und Frau Eine Sprache reden und in den meisten auch von Einer Empfindung beseelt sind. Schließlich hat man gesagt: «Der Wechsel entsteht, indem ein Dichter sich selbst und eine ihm ferne *vrouwe* sich über einander äußern läßt und die Äußerungen, in Strophen gleichen Baues gefaßt, einander gegenüberstellt.» Aber damit hat man den Wechsel zwar recht gut definiert, aber keineswegs irgendwie erklärt.

Richtiger dürfte es sein, daran zu denken, daß die Lyrik jener Zeit eben Gesellschaftspoesie ist, die mit den Geboten der höfischen Kreise durchaus rechnet. Walther hat dem einen treffenden Ausdruck

verliehen mit den Worten: «Mit Frohen teil' ich gerne angemess'ne Freude, und ungern lach' ich, wenn man bei mir weinet. Für die Menschen bin ich froh, für die Menschen will ich trauern; so wie sie sind, so will ich sein, auf daß sie nicht verdrieße mein.» Diese Rücksicht auf den Hörer tritt, wie längst beobachtet, allüberall hervor: man redet ihn unmittelbar an, der Dichter erwidert auf spöttische oder teilnehmende Fragen nach dem Grunde seines Kummers oder nach der Dauer seiner Liebe, Indiskrete wollen den Namen der Geliebten erfahren; die Hörer erhalten das Lied als Geschenk, sie äußern bestimmte Wünsche, sie sollen entscheiden, ob der Dichter singen oder schweigen wird, und ihre Gunst soll sein Lohn sein.

Und so gelten auch die Gesetze der Gesellschaft für den Sänger. Darunter ist eines der obersten: mit seinen Erfolgen bei den Frauen nicht prahlen. «Ihr Rühmen gilt nur den Weibern» tadelt schon ein Satiriker um 1160 die Ritter. Um die selbe Zeit etwa singt ein Dichter bereits den Preis der verschwiegenen Liebe und bald schallt es von allen Seiten gegen die Prahler, die genau so verachtet sind wie die Verleumder und vor denen man die Frauen ebenso nachdrücklich warnt wie vor diesen.

In welcher Form sollte also der Dichter das Glück erhörter Liebe verkünden? Daß die Dame seine Dienste angenommen, daß sie ihm huldvolle Worte gespendet, all solche unschuldige Zeichen ihrer Huld durfte er wohl selbst in die Welt hinausjubeln und mit seinem Liede zugleich den Dank abstatten. Von der Herzensneigung der Frau aber oder gar von ihrer Hingabe zu sprechen, das mußte man, wenn man von solchem Glück nicht nur träumte oder es sich als *wân* vorspiegelte, schon ihr selbst überlassen. Die Form, die man dafür fand, war verschiedenartig: meist strömt sie ihre Empfindungen in einem Monolog aus, gelegentlich auch in einer Botschaft an den Geliebten. Aber der Auftrag an den Boten zwingt schon zur Zurückhaltung, die sich denn auch im Inhalt solcher Lieder deutlich kundtut.

Spricht die Frau aber monologisch, so ist es eine bloße Äußerlichkeit, wenn auch noch ein Monolog des Liebenden hinzutritt; der

innerliche Grund ist ja natürlich der, daß man erfährt, die Liebe der Frau sei nicht einseitig. Aber für ihren Monolog an sich ist es gleichgültig, ob er eine solche Spiegelung erhält oder nicht.

So setzen denn die ältesten einseitigen Monologe in der Tat voraus, daß die Dame den Ritter liebt. Die Form des Gedichtes, das meist nur aus einer Strophe besteht, ist dabei von größter Einfachheit, ebenso sind es die Empfindungen und Motive. Ein namenloses Lied gibt der Sehnsucht Ausdruck: die Rosen, der Sang der Vögel und alle sommerliche Wonne sind nichts, wenn der holde Freund nicht kommt. Oder beim Kürnberger: Im Gedanken an den Geliebten errötet sie in einsamer Kammer und Trauer schleicht in ihr Herz. Andere klagen über Späher, Neider oder Aufpasser, die den Geliebten von ihr fernehalten, oder über Verleumder, die das Verhältnis gestört haben. So flucht ihnen die Frau bei Meinloh und beteuert, trotz allem ihr Herz keinem andern zu schenken; oder sie wendet sich gegen die Frauen, die ihr den Geliebten neiden. Dem Schmerz unerwiderter Liebe gilt eine Strophe des Kürnbergers, und in anderen tönt die Klage einer Verlassenen: «Die Blätter fallen und der Freund ist mir feind geworden, schlechte Weiber haben ihn betört. Gott ist mein Zeuge, daß keine ihn so liebt wie ich. Wehe, daß er so jung ist!» Den rührendsten Ausdruck findet diese Stimmung in einer altertümlichen Strophe des Dietmar:

Es stand eine Frau alleine
Und schaute über die Heide
Und schaute nach dem Lieben.
Da sah sie Falken fliegen.
«Heil dir, daß du ein Falke bist!
Du fliegst wohin dir lieb ist,
Du erwählst dir in dem Walde
Einen Baum, der dir gefalle.
Also hab auch ich getan:
Ich erkor mir selber einen Mann,
Den wählten meine Augen.
Das neiden schöne Frauen.
Was lassen sie mir nicht mein Lieb:
Hab ich denn je begehrt nach ihrem Lieb?»

Freude über das Kommen des Geliebten, auch gesteigert durch die frühere Trauer über sein langes Fernbleiben, sowie Stolz auf den Besitz eines so trefflichen Mannes erfüllen das Herz der Frau in andern alten Strophen.

In solchen Liedern der Frühzeit bekennt die Frau also offen ihre Neigung. Zu diesen Bekenntnisliedern finden sich später noch allerlei Nachzügler: ein Gedicht des als Lyriker überhaupt selten originellen Hartmann, ein anderes (Fluch der Verlassenen) mit Unrecht unter seinem Namen überliefert, wie auch weitere Lieder, die von den Handschriften bedeutenden Künstlern wie Hausen, Reinmar und Rugge beigelegt werden, schon als Produkte jüngerer Nachahmer erkannt sind, und sich uns auch durch den Inhalt als Fremdlinge erweisen. Denn die Zeit für solche Geständnisse der Frau war vorüber.

Das meldet sich schon an in einer Strophe, die dem Eister zugeschrieben ist: hier erklärt die Frau mit vorsichtiger Zurückhaltung, den Männern ferne bleiben zu wollen, denn es wäre ihr Tod, wenn sie ihr liebebedürftiges Herz an einen Mann verlöre, der ihre Neigung nicht erwiderte. Solche Zurückhaltung wird jetzt das Moderne. Auch sie durchläuft alle Grade: Reinmar führt die Schwankende vor, die sich schließlich doch zum «Nein» durchringt. «Mehr Sorge hab' ich zu tragen als Gott mir aufbürden sollte. Möchte mir doch eine Genossin, die heil aus Liebesnot entrann, raten, was sie in meiner Lage täte. Dén muß ich zurückweisen, der mir im Herzen teuer ist, nicht aus Haß, nein, um meiner Ehre willen. Manch unschuld'ge Freude dank' ich ihm und seinen Liedern, und als ich ihn schweigen hieß, da tat er es gehorsam: wie soll ích ihm nun den Abschied geben? Als ich ihm einst den Sang verbot, da war er kummervoll wie nie ein Mann und tat mir leid, und doch nicht also sehr, daß ich nun seinen Wunsch erfüllte. Lieber aber ist's mir, daß er singt, als wenn er verstummte. So ist's mir lieb und doch auch herzlich leid, daß er mich sah und ich ihn kennen lernte, da er trotz seiner süßen Worte ohne Lohn soll bleiben. Das schmerzt mich wohl, und doch nicht só, daß ich ihn darum lieben wollte. Liebe ist ein schweres Spiel, sodaß ich niemals

wag', es zu beginnen. Wohl hat noch keiner, den ich je gehört und auch gesehen, so herzergreifend von den Frau'n gesungen. Doch was soll all dies Lob? Mög' Gott es ihm vergelten. Seine Worte werden bei mir nicht verfangen. Ich muß hören was er singt. Wie sollt' Unheil draus erwachsen, da er doch weder mich noch andre kann gewinnen.» Hier ist das Hin- und Herwogen der Empfindungen im Herzen der Frau, die dem Dichter zuvor in einem anderen Liede das Singen verboten hatte und nun reuig ihr Verbot zurücknimmt, ebenso meisterlich wiedergegeben wie das Schwanken zwischen Neigung und Zurückhaltung, das den Hörer ahnen läßt, daß die Frau das schwere Spiel der Minne, ohne es selbst zu wissen, schon begonnen hat.

Wie sehr sich die seelische Empfindung und ihr dichterischer Ausdruck in der kurzen Zeitspanne einer Generation etwa verfeinert hat, mag ein älteres Gegenstück, zwei kurze Strophen des Kürnbergers lehren. Auch hier hat die Kunst des Sängers ein weibliches Herz gewonnen. Aber wie anders die Ausführung: Zuerst hören wir sie: «Ich stand am späten Abend auf einer Zinne: Da hört ich einen Ritter gar schön singen in Kürenbergers Weise aus all der Menge: das Land muß er verlassen oder er muß werden mein.» Drauf er zu seinem Knappen: «Nun bring mir her gar schleunig mein Roß, mein Eisengewand: ich muß vor einer Herrin verlassen das Land. Die will mich dazu zwingen, daß ich ihr hold sei. Doch soll ihr meine Minne immer vorenthalten sein.»

In anderen moderneren Gedichten kommt die ärgerliche Stimmung der Frau über irgend eine Zumutung des Mannes zu Wort. Zuerst beim Veldeker, der in dem einen Liede Kuß und Umarmung begehrt, in dem andern die Frau über solches Verlangen sich äußern läßt. Unbekümmert und gemütsruhig dankt sie dem Geschick, daß es ihr ein Herz gegeben hat, das sich durch keine Widrigkeit seinen Frohmut rauben läßt. Ein Mann hatte ihr treu gedient und sie war ihm wohlgesinnt. Das ist nun aus, da er von ihr etwas begehrte, was sie verweigern mußte. Zu spät hatte sie ihn gewarnt. Wie konnte sie es gut aufnehmen, daß er die plumpe Bitte stellte, sie umarmen zu dürfen.

Bisher hat sie ihn für fein erzogen gehalten und war ihm deshalb hold. Aber das war er nicht: so läßt sie sein Schaden kalt. Sie wird es ihm schon beibringen, daß der ein schlechter Spieler ist, der die Partie jäh abbricht, bevor er gewonnen hat.

Solch ärgerliche Verstimmung, die sich hinter äußerem Gleichmut birgt, kann sich bis zum Haß steigern, wenn Eifersucht das Wort führt, wie in einem frühen Liede Morungens, in dem die Frau klagt, daß der Geliebte schlechte Weiber begehrenswert findet. Ihr Herz leidet, denn sie ist dem Ritter, der ihr oft gedient hat, gleichgültig geworden. Wenn er so weiter bleibt, wird sie ihn mit Fug hassen. Hier ist Altes (das Verraten der Neigung) in bemerkenswerter Weise mit Neuem (Motiv der drohenden Abkehr) gemischt wie in einem andern Liede, das man früher wohl mit Unrecht der Frühzeit zugerechnet hat, wo der Mann mit Enthüllungen droht und sie das mit herben Worten zurückweist.

Eine für die weibliche Ehre ganz unverfängliche Ursache des Zornes bringt dagegen ein späteres Lied Reinmars. Der Dichter klagt die Frau des Raubes an: durch das Verbot, ihr zu nahen, hat sie ihm alles genommen was er besaß, Freude und Besinnung. Das kann er vor Gericht beweisen. Sie hingegen erklärt gelassen, sie sei keineswegs so zaghaft, sich vor solcher Drohung zu fürchten: nicht sie sei es gewesen, die von ihm verjagt wurde. Er wird wenig Freude erleben, denn sie ist nicht wehrlos: greift er sie an, so soll er sie stark finden wie ein ganzes Heer. Sofort lenkt er demütig ein: ihr Zürnen wird ihn nicht abhalten, ihr weiter zu dienen, denn zu dienen und zu hoffen sei er da.

Daneben kommen freilich Geständnislieder der Frau auch bei den Neueren vor. Aber sie sind bei den bedeutenden Dichtern wie Reinmar und Morungen überaus selten, fallen in ihre Anfänge und stellen die Liebe der Frau niemals einseitig dar: stets schließt sich das Bekenntnis des Mannes mit dem ihrigen zusammen zu einem Liede.

Der junge Walther hat auch noch einmal die Frau ihre Neigung bekennen lassen: sie hat den Freund geküßt und umfangen, und nun

wäre sie bereit, die Bitte zu erfüllen, die er zuvor ausgesprochen hat, wenn sich die Gelegenheit böte, ihn zu sehen. Ein anderes Gedicht dieser Art ist nicht von ihm, sondern von Reinmar, und zwei weitere Strophen verschiedenen Baues hat Lachmann mit Unrecht der Frau in den Mund gelegt. Ablehnende Haltung zeigt sie dagegen in jenen beiden Gesprächsliedern, die wir bereits kennen, und in denen sie sich der Werbung mit feiner Ironie entzieht. In einem dritten weist sie das Flehen des Dichters und seine Entschuldigung, nur der Kummer über ihre Härte habe ihn zu anderen Frauen getrieben, mit den Worten ab, alles Gute teile sie gerne mit anderen, nicht aber den Geliebten. Ein letztes Zwiegespräch zeigt Walthers Genialität in vollster Entfaltung. Hier setzt er an die Stelle der geliebten Frau die verhaßtgewordene Frau Welt und nimmt von ihr, die ihn mit schmeichelnden Worten wieder zu sich ziehen will, für immer Abschied.

Eine andere Gelegenheit, der Frau das Wort zu geben, findet sich in den Botenliedern. Bald spricht sie allein zum Boten, bald hören wir daneben auch den Mann. Die älteren Lieder dieser Gattung zeigen die Liebe der Frau unverhüllt als Sehnsucht, oder sie verrät sich in eifersüchtigen Klagen. In den echten Liedern Reinmars dagegen bewährt sich wieder der Meister des feinen Gefühls. Er läßt uns den Kampf des weiblichen Herzens zwischen der Neigung und dem Willen, sie nicht zu verraten, miterleben: «Lieber Bote», hebt sie an, «such' ihn auf und sag' ihm, wenn es ihm gut geht und er glücklich ist, so fühl' auch ich mich umso wohler. Aber sag' ihm auch, daß er nichts tun soll, was uns scheiden könnte: bring' ihn ab von seinen Worten. Ich bin ihm ja von Herzen hold und säh' ihn lieber als die Sonne: aber das sollst du verschweigen. Bevor du ihm sagst, daß ich ihn liebe, sag' ihm, daß ich Alles tun will, was meine Ehre zuläßt, wenn er mich aufrichtig liebt. Will er kommen, so soll er solche Worte lassen, wie er sie jüngst zu mir sprach, dann kann ich ihn sehen. Was er will, das ist mein Tod: bleich und wieder rot macht es die Frauen. Die Männer nennen's Minne: Unminne hieß' es besser. Fluch ihm, der's begann! Daß ich so viel darüber gesprochen habe, tut mir

leid, aber ich bin es nicht gewöhnt, solche Pein heimlich zu tragen . . . . doch verrat' ihm ja nichts von all dem was ich dir sage.» So ist der Bote umsonst gekommen und sie löscht mit den letzten Worten das Ganze wieder aus. — Noch gesteigert ist die Kunst in einem späteren Liede. Hier entwickelt sich zwischen dem Boten und der Dame ein lebendiger Dialog, das früheste wirkliche Gesprächslied neben jenen Walthers. Wieder beginnt sie mit der Frage nach dem Befinden des Abwesenden. Der Bote antwortet, er sei glücklich und werde stets hochgemut sein, wenn sie es wolle. Sie: dann soll er seine Bitte lassen, denn die ist so, daß man sie abschlagen muß. «Oh, Herrin, übereilt euch nicht: er sagt, was geschehen soll, das geschieht.» «Hat er denn geschworen, Freund, niemals mehr ein Lied zu singen, es sei denn, daß ich ihm's befehle?» «Herrin, so war sein Sinn, da ich ihn verließ.» «Weh, gebiet' ichs nun, das kann zum Unheil werden; gebiet' ichs aber nicht, so raub' ich aller Welt die Freud' an seinen Liedern. Jetzt erst lern' ich Sorge kennen. Daß wir Frauen keinen Freund gewinnen können im Gespräch, der nicht noch mehr begehrt, das schmerzt mich tief. Ich will nicht lieben. Treuen Frauen tut Untreue weh. Wär' ich, was ich nicht vermag, ihm untreu, ich würd' von ihm lassen, wenn er mich verließe.» Wie weit stehn solche ahnungslose Geständnisse ab von jenen urtümlichen Strophen, in denen der Bote den Auftrag erhält, dem Geliebten zu sagen, er möge froh sein. Wenn sie an ihn denke, poche ungestüm ihr Herz, viel Leid' steh' ihr vor Augen, das sie selbst ihm gerne klagen wolle.

Zweimal hat auch Walther den Boten bemüht. Beides sind Lieder seiner frühen Zeit, und beidemal ist, wie sich das von selbst versteht, eine unverhüllte Abweisung die Antwort. Wo er sonst noch die Frau redend vorführt, da geschieht es in polemischer Absicht. Reinmar hatte den bei seiner sonstigen Schüchternheit überraschenden Wunsch ausgesprochen, seiner Dame einen Kuß zu stehlen. Darauf souffliert ihr sein Rivale Walther Worte der Entrüstung. Ein andermal bekennt die Dame, daß Pflicht und Neigung in ihrem Herzen schwer miteinander ringen; aber der Schluß zeigt deutlich, daß wieder

ein Lied Reinmars übertrumpft werden soll. So bleibt bei Walther nur ein einziges Lied, in dem weiblicher Mund von dem Glück genossener Liebe spricht: das berühmte «Under der linden». Aber dieses Lied unterscheidet sich von allem was deutsche Dichter bis dahin in ihrer Sprache gesungen haben, seine Anregungen fließen aus ganz anderen Quellen als die früheren, und so ist es kein Rückgreifen auf die alte Weise, sondern ein Fortschreiten zu neuen Wegen.

Abseits steht die Gattung des Tageliedes. Im alten Minnesang ist sie wenig vertreten: ein ganz archaisches Gedicht bei Dietmar v. Eist und jenes kunstvolle Lied Morungens, in dem die beiden aber nur in der Rückerinnerung einer seligen Nacht gedenken. Erst der große Realist Wolfram hat mit vier Liedern von unerhörter Pracht und Kraft dieser Gattung eine weite Zukunft eröffnet. Wo Walther sich einmal darin versucht, wandelt er in den Spuren des großen Epikers.

Abseits auch steht die Klage der Frau um den verstorbenen Gatten. Reinmar hat hier den Anfang gemacht, indem er der Gemahlin des Herzogs Leopold V. von Babenberg eine ergreifende Klage über seinen Hingang in den Mund legte. Dadurch angeregt läßt Hartmann die Witwe seines Herrn solche Klage anstimmen. Walther hat das Thema aufgegriffen und wie sovieles, was er an sich zog, gänzlich umgebildet. Er selbst ist es, der hier die Klage anstimmt, und der, dessen Tod sie gilt, ist ein Kunstgenosse, eben jener Reinmar, dem er damit den Lorbeer reicht, um den er mit dem Lebenden so oft und hart gerungen. —

Aus den Frauenliedern, denen unsere Betrachtung galt, wird ganz besonders augenfällig kund, wie sehr und schnell sich unsere alte Lyrik von ihren Anfängen um etwa 1160—70 bis zu Walther hin gewandelt hat. Wollte man die Lieder betrachten, in denen der Sänger selbst zu uns spricht, so käme man aus einem sehr viel reicheren Material zu demselben Ergebnis. Wollte man dagegen die Spruchdichtung heranziehen, so müßte man in vielen und den wichtigsten Beziehungen von Walther überhaupt erst den Ausgang nehmen.

Die Entwicklung der reinen Liebesdichtung aber vollzieht sich vor unseren Augen. Äußeres Geschehen, kenntlich an den epischen Eingängen, verschwindet, dafür wird das innere Erleben umso reicher; das Lehrhafte spaltet sich ab und gewinnt seine eigene Form; der einfache Ton der Liebe oder des Hasses steigert sich zu Akkorden und Dissonanzen; das Derbe weicht dem Zarten; der enge Rahmen einer oder zweier Strophen erweitert sich, um den neugewonnenen Reichtum von Empfindungen und Gedanken zu fassen; die Sprache biegt und schmeidigt sich: sie lernt Trauer und Jubel, Liebe und Haß, Ärger und Zorn, das Ja und das Nein in vollendeter Form ausdrücken, durch unscheinbare Mittel Stand und Bildung des Redenden kennzeichnen, auch das Heikle in Anmut sagen und sich durch klangvolle und reingestimmte Reime in Musik wandeln, deren komplizierte Rhythmen in mannigfachen Strophenformen einherwogen; der Dichter formt die Frau nicht mehr nach seinem Bilde, als wenn ihr Geschlecht ihm gleich sei: er ergreift Besitz von dem ganzen großen Reich der Minne, in dem die widerstreitendsten Empfindungen beisammenwohnen; er hält mit der verfeinerten Gesinnung seiner Gesellschaft treulich Schritt; und er bewahrt den Künstlerstolz, aber er verhüllt ihn in taktvoller Weise.

All das ist Kunst, aber eine Kunst, die bald von zwei Seiten bedroht wurde; das Feine wurde überfeinert, das Hohe übersteigert, und so wurde Kunst zur Künstlichkeit; oder aber das Feine wurde vergröbert, das Hohe herabgezogen, und so wurde das höfische Minnelied zur bäuerlichen Parodie. Die eine Gefahr kam allmählich herauf, die andere gewann schon zu Walthers Lebzeiten mit dem plötzlichen Auftreten Neidharts von Reuental, dem Nestroy der hohen Lyrik, Gestalt. So hat die köstliche Blüte das schnelle Reifen mit frühem Verdorren gebüßt.

Weniger gut als den Verlauf übersehen wir den Ursprung dieser Kunst. Daß sie bald von den Provenzalen und von den Nordfranzosen gelernt hat und daß die Geschichte ihrer Entwicklung ebenso bald eine Geschichte ihrer Befreiung von solchen unmittelbaren Einflüssen

wird, das wissen wir genau. Zweifelhaft ist, ob auch schon unsere ältesten Lieder aus romanischen Anregungen geflossen sind, da wir fremde Gegenstücke nicht besitzen: über Vorhandensein und Herkunft unsichtbarer Kräfte ist das Urteil des Philologen weniger sicher als das des Astronomen. Aber die geographische Lage der Heimat jener ältesten Minnesänger und die strophische und rhythmische Form ihrer Lieder ist solcher Annahme wenig günstig.

Woher den Provenzalen diese Kunst zugekommen ist, ist zur Zeit lebhaft umstritten. Ward es, wie das heimliche Gefäß der Kundry Richard Wagners «aus Arabia hergeführt»? Ist es nach einem Ausdruck Gottfrieds v. Straßburg von der heiligen Quelle des Helikon gespeist und nur dem *golt von Arâbe* gleich geworden? Oder wurzelt es, wie fast alle mittelalterliche Kunst, im Christentum? Wie immer die Zukunft antworten wird, auf alle Fälle wird Eines, wie in der Kunst und Wissenschaft aller Zeiten und Völker, immer unerklärt bleiben: das Wunder der Genialität der Einzelnen.

NACHWORT.

Auf die Beigabe von Anmerkungen, in denen die meinen Ausführungen zugrundeliegende Literatur verzeichnet ist, habe ich verzichtet: der Kenner weiß, wie sehr ich allerorten der Forschung über den ältesten Minnesang und über Walther verpflichtet bin, und den einen oder anderen Fernerstehenden wird bestenfalls das «Was», keinesfalls aber das «Woher» interessieren.

Für die Fachgenossen möchte ich nur bemerken, daß ich einiges von dem, was in Minnesangs Frühling unter den Namenlosen Liedern und als Eigentum Friedrichs von Hausen Aufnahme gefunden hat, ferner manches unter den Namen Dietmars von Eist, Heinrichs von Rugge und Reinmars sowie endlich die Lieder Albrechts von Johannsdorf aus meiner Besprechung der Wechsel und der Frauenlieder absichtlich ferngehalten habe, da ältere fremde und eigene Untersuchungen und aus jüngster Zeit die Darlegungen Kurt Halbachs mich davon überzeugt haben, daß sie in eine Sammlung der ältesten Lyrik nicht gehören. Ich teile den schon öfter geäußerten Wunsch nach einer Ausgabe, die diese Eindringlinge fernhält oder in einen Anhang

verbannt: in der jetzigen Ausgabe ist ein genauerer Einblick in das Werden unserer alten Lyrik ungemein erschwert, wie mich schon der bescheidene und auf die Frauenlieder beschränkte Versuch, der in den vorstehenden Andeutungen gemacht ist, gelehrt hat. Die Gestalten der bedeutenden Dichter werden in ihrer ganzen Größe erst deutlich sichtbar, wenn man das Gestrüpp und Rankenwerk, das die Überlieferung um sie wuchern ließ, rücksichtlos entfernt.

Das erste Gesprächslied Walthers oben S. 8 mit seiner Schlußpointe, die freilich umständlicher Erklärungen bedürfte, hat in anderem Zusammenhang auch Friedrich Neumann in einem knappen, aber inhaltreichen Aufsatz, der mir wenige Tage nach meinem Vortrag durch seine Güte zugegangen ist, als besonders charakteristisch hervorgehoben und gewürdigt.